

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 38.

Donnerstag, den 13. November.

1924.

(B. Fortsetzung.)

Die Dame im Rollstuhl.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Sven Elvén.

„Sie befinden sich im Irrtum“, sagte der Amerikaner. „die eigentlichen Verfolger sind nicht ich und mein Kollege, sondern eine Dame, die sich beständig in ihrer Nähe aufhält, eine Frau Habermann.“

„Ach so — die Wärterin — das klingt allerdings sehr merkwürdig.“

„Ja, die beiden verließen vor drei Monaten Amerika. Sie gingen in größter Heimlichkeit von dort weg, und bis vor einem Monat waren sie nirgends aufzuspielen. Dann erfuhr man jedoch, daß die Damen sich in Südbengland aufhielten.“

„Wer?“ fragte Asbjörn Krag. „Wer sind wir?“

„Ich und mein Kollege. Wir waren zur Zeit in Spanien und fuhren sofort nach England, wo wir auch die Damen richtig antreffen.“

„Ich irre wohl nicht in der Annahme“, sagte Krag, „daß Sie da ganz anders aussahen als heute?“

„Wir mußten uns nach den Umständen richten, die uns zuweilen zwangen, die Maske zu ändern.“

„Und Sie beide haben die Damen unablässig verfolgt?“

„Ja. Von England aus fuhren sie nach Dänemark, von dort zurück nach England, dann nach Frankreich und darauf nach Norwegen. Es war eine anstrengende Reise.“

„Das glaube ich gern. Und Sie sind ihnen auf dem ganzen Wege nachgereist?“

„Ja.“

„Und dennoch leugnen Sie, daß Sie die Verfolger sind?“ Höchst merkwürdig!“

Der Amerikaner wurde plötzlich eifrig.

„Ich will Ihnen erklären, was ich meine“, sagte er. „Fräulein Kelly Anderson ist gewissermaßen willenlos in den Händen von Frau Habermann, der Dame, die sie begleitet. Ich habe ferner allen Grund zu der Annahme, daß das junge Mädchen gewaltsam aus Amerika fortgeführt worden ist. Nicht ohne Ursache hält sich Frau Habermann unablässig in ihrer Nähe auf. Ist Kelly auch nur einen Augenblick allein, so wird Frau Habermann sofort nervös. Heute befand sich Kelly Anderson zufällig im Salon unter den übrigen Gästen, wir spielten und tanzten ein wenig — ein harmloses Vergnügen.“

„Tanzen?“ fragte Krag. „Die gelähmte Dame kann wohl nicht gut tanzen.“

„Nein, natürlich nicht, aber sie ist entzückt, wenn sie andere vergnügt sieht“, sagte der Amerikaner. „Sie ist ja nicht immer gelähmt gewesen, die Arme, und stand als junges Mädchen mitten im gesellschaftlichen Leben. Nun, Frau Habermann war zufällig im Augenblick nicht in der Pension, als sie aber eine Weile später kam, ging sie in geradezu brutaler Weise mit Kelly um.“

„Wie erklären Sie sich das?“

Der Amerikaner schlug mit der Hand aus.

„Wie ich mir das erkläre?“ sagte er. „Frau Habermann will natürlich nicht, daß Kelly mit fremden Menschen in Berührung kommt und ihnen vielleicht ein Geheimnis offenbart.“

„Was sollte das für ein Geheimnis sein?“

„Ja, nun können wir eben zu Kellys Andersons Geheimnis. Wie ich Ihnen erzählte, verließ sie vor drei Monaten Amerika. Damals hieß sie Miss Harward, Miss Anni Harward.“

Krag nickte. Doch all diese merkwürdigen Mitteilungen schienen sein Interesse nicht besonders zu erregen.

„Wenn Sie sich nun vorstellen“, fuhr der Amerikaner fort, „daß diese Miss Harward gerade um jenen Zeitpunkt einen großen persönlichen Gewinn haben, diesen Gedanken dahin zu entwickeln, daß ein paar schlaue Leute in Amerika den listigen Plan aushecken konnten, sich selbst die betreffenden Vorteile zuzuschaffen.“

„Und wie, meinen Sie, sollte dieser Plan in Szene gesetzt werden?“

„Nun, z. B. in der Form, daß sie selbst, Miss Harward, alias Miss Anderson, auf irgendeine Weise entsetzt wurde, und daß während ihrer Abwesenheit eine andere gelähmte Dame, eine andere Miss Harward aufstauchte.“

„Ist das geschehen?“ fragte Krag.

„Das ist geschehen“, erwiderte der Amerikaner, „anderthalb Monat nach der Abreise von Frau Habermann und Miss Harward nach Europa.“

Asbjörn Krag überlegte.

„Eine gelähmte Dame im Rollstuhl“, murmelte er vor sich hin.

Der Amerikaner nickte eifrig. „Eben, eben!“

Krag stand auf und ging ein paar Schritte durch das Zimmer.

„Und dann der Tanz“, murmelte er weiter, in Gedanken versunken, „der Tanz...“

In demselben Augenblick durchzuckte ihn eine merkwürdige Erregung, und er fühlte sein Herz erbeben. Denn nun war er der Sache auf der Spur.

Er wandte sich rasch zu dem Amerikaner und sagte:

„Wie Sie mich belügen!“

Der Amerikaner starrte ihn an.

„Heiß Gott, wie Sie lügen können“, wiederholte Krag. „Aber Sie lügen doch nicht geschickt genug. Mich hintergehen Sie nicht.“

Zwölftes Kapitel.

Eine neue Spur.

Der Amerikaner rückte ein paar Schritte näher; die Adern auf seiner Stirn schwellen an. Es sah aus, als wolle er los schlagen, Krag aber stand ihm mit unveränderter Ruhe gegenüber.

„Ich wiederhole“, sagte er, „daß Sie lügen!“

„Sie sind wahrlich ein mutiger Mensch“, erklärte der Amerikaner, und man sah ordentlich, wie seine Armmuskeln sich gegen den Rockärmel spannten. „Sie sind seit vielen Jahren der erste, der es wagt, in dieser Weise zu mir zu sprechen.“

„Und wie Sie sehen, fürchte ich mich durchaus nicht, zu wiederholen, was ich einmal sagte.“

Der Amerikaner suchte sich zu beherrschen. Er erkannte ja, daß er nichts erreichen würde.

„Kommen Sie nicht näher“, sagte Krag. „Sie könnten sonst leicht die Grenze dessen überschreiten, was man sich im Hause eines Fremden erlauben darf.“

Der andere blieb stehen und sah ihn an.

„Ich weiß im übrigen gar nicht, warum ich Ihnen das alles erzählte. Ich sollte doch überzeugt sein, daß Sie zu der anderen Partei gehören.“

„Nun befinden Sie sich wieder in einem Irrtum“, antwortete der Detektiv. „Mich interessiert weder die eine noch die andere Partei.“

Der Amerikaner lächelte mißtrauisch.

„So haben Sie vielleicht seit kurzem plötzlich ganz das Interesse daran verloren?“ fragte er.

„Ja, seit zwei Tagen.“

„Aus welchem Grunde kommen Sie dann unter der Maske eines alten Tanzlehrers in die Pension und spionieren Frau Hages brave Gäste aus?“

„Sagten Sie als Tanzlehrer?“ fragte Krag erstaunt.

„Hätte ich die Absicht, meine alte Klientin Frau Hage zu besuchen, so wäre es wahrlich unnötig für mich, mein Aussehen zu verbergen. Ich bin kein Verbrecher.“

Dann tat er, als gehe ihm plötzlich ein Licht auf, und er fügte hinzu:

„Ach, nun verstehe ich. Sie glaubten sich der Spionage ausgelegt und hielten mich für den Spion. Sie dringen also bei mir ein, in der Hoffnung, eine Bestätigung für Ihren Argwohn zu finden. Sie waren auf einem Irrweg, mein Herr, und im übrigen wären Sie selbst auf der richtigen Spur, so ließe ich mich doch nicht mit derartig erbärmlichen Geschichten hintergehen.“

Ushjörn Krag sah auf die Uhr, um anzudeuten, daß er die Unterhaltung für beendet halte.

Der Amerikaner schien plötzlich verwandelt. Er war nun die Liebenswürdigkeit selbst. Er reichte Krag mit einem ergebenen Nicken die Hand.

„Machen wir nun diesem Scherz ein Ende“, sagte er, „entweder sind Sie unser Mann oder nicht.“

„Ich muß wiederholen“, sagte Krag, „daß nichts von beidem zutrifft. Aber sollte es dahin kommen, daß alles für Sie in die Brüche geht, und Sie in Not sind, so kann ich Ihnen nur empfehlen, zu mir zurückzukommen. Dann setze ich aber Aufrichtigkeit von Ihrer Seite voraus. Der geringste Versuch, ein falsches Spiel zu spielen, macht im voraus alles unmöglich.“

„Und warum?“ fragte der Amerikaner.

„Weil ich innerhalb weniger Tage, vielleicht schon innerhalb vierundzwanzig Stunden, diese Angelegenheit besser kennen werde als Sie selbst.“

„Obwohl Sie sich gar nicht dafür interessieren? Das ist wahrlich eine kühne Behauptung!“

„Ich behaupte nie etwas, für das ich nicht einstehen kann.“

„Nun gut. Sie sind also bereit, uns in der Not zu Hilfe zu kommen, sobald wir Sie rufen?“

„Unter der vorher genannten Voraussetzung, ja.“

„Und warum wollen Sie nicht früher kommen?“

„Weil es nicht aufrichtig gemeint wäre, ehe Sie selbst Ihre letzte Karte ausgespielt haben. Und erst dann hat das Spiel Interesse für mich.“

„So haben wir bis auf weiteres nichts mehr miteinander zu erörtern“, sagte der Amerikaner. „Aber ehe ich gehe, möchte ich mir noch eine Frage erlauben. Wenn wir wirklich in die unbehagliche Lage geraten sollten, Sie zu Hilfe rufen zu müssen, werden Sie sich dann als der Ushjörn Krag zeigen, der Sie sind, oder als ein anderer, z. B. als Tanzmeister...?“

„Wünsche ich mich in die Sache ein, so kann niemand im Zweifel darüber sein, wer ich bin.“

Der andere stand noch einen Augenblick da, als denke er über etwas nach. Dann nickte er, lächelte mit einem schlauen Blinzeln und entfernte sich.

Kaum war er gegangen, als Krag in sein Archiv eilte — ein kleiner Raum neben seinem Arbeitszimmer, vom Boden bis zur Decke mit Büchern, Karten, Zeitungen angefüllt. Er schien für einen Augenblick den merkwürdigen Gast vergessen zu haben. Eifrig begann er die Zeitungen der letzten Woche zu durchsuchen, die in einem Stoß auf dem Tisch geordnet lagen, und schien mit der größten Aufmerksamkeit den Inseratenteil zu studieren.

Fortsetzung folgt.

Das schlechte Gewissen.

Von Peter Mon.

Nichts liehte Herr Artur Wenzel mehr als die Kaffeestunde in der Frühe. Er pflegte sie stets in Heiterlichkeit zu genießen. Man legte sich mit der Gattin an den schmutzgedeckten Tisch, das Mädchen servierte zum heißen Kaffee Eier und Speck, brachte die Zeitungen und die Post. Man las gemütlich und rauchte zum Schluß, ehe man ins Geschäft ging, die leichte Morgenzigarre. Herr Wenzel schätzte diese Behaglichkeit, trotzdem er noch sehr jung war. Anfang der Dreißig. Sonst ist die Frühstücksstunde ein Privileg der Rentner und Faulpelze.

Eines Morgens, als Herr Wenzel seine Post wie gewöhnlich in Empfang nahm, bemerkte er in den leuchtend gelassenen Augen des Mädchens ein Spikbubensächeln, das über ihn hinweglachte. Auch Frau Klara, die sonst gewis nicht mißtrauische, sah es. Was bedeutete das? Und dann schnupperte sie ein wenig auffällig und fragte schließlich scharf:

„Haben Sie sich parfümiert, Minna?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Es riecht nach Veilchen im Zimmer.“

Es roch tatsächlich nach Veilchen, und zwar derart intensiv, daß selbst Herr Artur Wenzel es merkte.

„Über wober?“

Der Duft strömte aus den Postfächern, und zwar aus einem kleinen rosafarbenen Briefe, der obenauf lag. Herr Wenzel konstatierte sofort weiter zweierlei. Der rosafarbene Brief war aus feinstem Leinen und die Adresse von einer Mädchenhand geschrieben. Männer haben für derlei Dinge ein gutes Auge.

Auch Frau Klara hatte ihn entdeckt und beftete ihn sofort mit scharfen Blicken fest. „Ist der Brief denn für dich?“

„Geschäftssachen, Liebting.“

„Sol!“

Artur sollte sich schämen! Wie kann ein Mann mit einer nicht gerade langweiligen Vergangenheit nach siebenjähriger Ehe noch rot werden, wenn seine Frau ihn fragt, ob ein Brief für ihn bestimmt ist!

„Zeig' doch mal her!“

Hätte Artur ein ganz sauberes Gewissen gehabt — was Männer leider niemals zu haben pflegen — mußte er erst den nach Veilchen duftenden Brief über den Tisch reichen und damit jeden aufkeimenden Verdacht entkräften. Aber Artur machte eine Kielendummheit. Er nahm das rosafarbene Briefchen und steckte es in die Tasche.

„Du hast also geheime Korrespondenzen, Artur?“

„Wieso?“

„Glaubst du, ich habe nicht gesehen, daß der Brief von einer Dame geschrieben war? Mag ein schönes Frauenzimmer sein, das solch ein geldmadtloses Parfüm verwendet!“

In Arturs Hirn arbeitete es fieberhaft, während er sich bemühte, Zeit zu gewinnen. Wer zum Teufel konnte ihm da geschrieben haben. Und er ging alle seine Bekanntschaften durch.

Die Erna, mit der er einmal in Frankfurt loupirt hatte? Das war doch so harmlos gewesen. Oder Beate? Oder Gerda... Wer konnte sonst in Frage kommen! Hätte er doch nach dem Posttempel gesehen! Alle seine kleinen Untreuen waren so belanglos, daß sie keine junge Dame berechneten, ihm Briefe zu schreiben. Aber tenne sich einer mit den Frauen aus!

„Gib mir sofort den Brief! Bitttel!“

Dies „Bitte“ war wie ein Befehl.

„Oder, Artur, du hast ein schlechtes Gewissen!“

„Im Gegenteil. Ich glaube, daß hier ein Irrtum vorliegt, liebe Klara. Eine Verwechslung der Adressen!“

„Um so besser.“

Frau Klara nahm den Brief, den er ihr vorsichtig über den Tisch reichte, prüfte ihn und hielt sie mit ihm.

„Du kennst die Handschrift also nicht, Artur?“

„Nein Ehrenwort drauf, nein.“

Frau Klara lächelte.

„Er kommt aus Berlin. Auch in Berlin kennst du keine?“

„Nein.“

„Gut. Ich will dir glauben, Artur. Wir haben uns sieben Jahre gut vertragen und — wenn es weiter tun. Und damit du siehst, daß ich dir vertraue, werde ich den Brief nicht öffnen. Nein. Nicht öffnen, sondern ihn verächtlichen fortzuschleichen.“

„Neinetwegen.“

Herr Wenzel beugte Gleichgültigkeit, aber innerlich lockte er por Rot, daß man ihn überdöpselt hatte.

Frau Klara schloß den Brief in ihren Schreibtisch.

Welch eine kluge und geschickte Frau! Eine andere wäre sicher nicht so großzügig gewesen. Sie imsonierte ihm unsehener.

Die Angelegenheit mit dem Briefe schien damit in der Familie erledigt. Nicht aber für Herrn Wenzels schlechtes Gewissen. Noch am gleichen Tage schrieb er an drei ihm befreundete Damen, er fände es unerhört, daß man ihm Briefe ins Haus jage, und daß er sich derlei Unsinn aufs energetische verbitte. Jawohl. So. Und dann zog er einen biden Trennungskleid unter frühere Erlebnisse. Er wollte sich nicht die Finaer verbrennen und sich vor seiner so guten, klugen und besonnenen Frau nochmals blamieren.

Nach acht Tagen kam wieder ein rosafarbiges Briefchen. Wieder mit der gleichen Damenhandschrift. Nur dies-

mal noch es nach Heliotrop. Frau Klara nahm es sogleich wortlos an sich und schloß es zum ersten.

Und dann blieben weitere geheimnisvolle Briefe aus. Gott sei Dank.

Herr Wenzel wurde der solideste Ehemann, den man sich nur denken kann. Sein schlechtes, ja merkwürdig schlechtes Gewissen löste dafür, daß er an Anständigkeit hinter seiner Frau nicht zurückstand.

Es können sieben Jahre oder auch acht gewesen sein, in denen er das Muster eines Ehemannes blieb, bis er durch Zufall den Schreibtisch seiner Frau offen fand.

Man soll nicht sagen, nur die Frauen wären neugierig. Die Männer sind es noch viel mehr. Artur wollte nur einen interessierten Blick in die Schublade werfen. Nichts weiter. Aber da lagen zwei rosafarbene Briefe, die nach Weichen und Heliotrop lauteten, und im Augenblick erinnerte er sich der alten Affäre. Die Gelegenheit war günstig wie noch nie. Er wollte wenigstens erfahren, wer ihm die Briefe geschickt hatte, ob Erna, Beate oder Gerda? Er hatte ein Recht darauf.

Mit raschem Griff die Briefe genommen und sich im Herrenzimmer eingerichtet. Herr Artur Wenzel spannte wie ein Schütze vor dem ersten Liebeserlebnis.

Ratsch! machte der Brieföffner.

Der erste Brief enthielt nur eine Drucksache.

„Sehr geehrter Herr! Haben Sie schon daran gedacht, Ihre Lebensversicherung zeitgemäß zu erhöhen, zum Nutzen Ihrer Familie? Wenn nicht, dann benachrichtigen Sie uns sofort, damit unser Vertreter...

Solch eine Frechheit! Solch eine Unverschämtheit!

Ratsch! Den zweiten. Er enthielt in poetischer Fassung eine wiederholte Mahnung und empfahl die neugegründete Berliner Versicherungsgesellschaft, bei der sich jeder anständige Mensch in Dollar versichern müsse.

Der Teufel soll euch traktieren!

Herr Artur Wenzel hatte also sieben Jahre unter schimpflichem Verdacht gestanden und seine Klara hatte geglaubt... Na, das sollte aufgeklärt werden. Gründlich!

„Ach, liebe Klara, einen Augenblick!“

„Bitte!“

„Durch Zufall... heute... Ich sah wirklich zufällig diese beiden Briefe in deiner offenen Schublade liegen. Und da du... Was hast du nur von mir gedacht? Woher glaubst du, kamen damals diese frechen unverschämten Briefe?“

Frau Klara lächelte hinstübisch.

Wenn ich mich erinnere, von einer Versicherungsgesellschaft, Artur.“

„Du weißt?“

„Ja, glaubst du denn im Ernst, ich hätte die Briefe nicht heimlich geöffnet? Wie kann ein Mann heiraten, der sich so schlecht auf die Wäsche der Frauen verzieht?“

Herr Wenzel wußte nichts zu erwidern. Er war sprachlos.

Die Gesellschaft aber konnte sich gratulieren! Die sollte es.

„Das Berliner Telefonbuch!“

Und wenn es einen Beleidigungsprozeß gab, der Bande wollte man sich heimtückische Rellame schon austreiben. Duftende Briefe, von jungen Damen adressiert, damit man sich gegen den Tod verheerte!

Herr Artur Wenzel suchte die Telefonnummer der Gesellschaft vergebens, aber er wollte Rache. Er reiste am nächsten Morgen nach Berlin.

Zum Glück war die Gesellschaft seit sechs Jahren pleite, sonst hätte es einen Nordstrich gegeben, der ihr so erspart blieb. Herr Artur Wenzel aber wehte am gleichen Abend in Berlin mit einer jungen Dame sehr animiert. Aber Erna, Beate oder Gerda war es nicht. Sie war viel jünger. Ich glaube, sie hieß Stephanie. Es war jedenfalls ein durchaus moderner Name.

Bündnisse.

Von Heinz Scharf.

Der Verpendikel.

Der Verpendikel hatte es satt.

Immer an der alten langweiligen Uhr angehängt zu sein wie ein Sklave, das ging ihm nachherade auf die Nerven.

Bei Gott, er fühlte sich noch jung und elastisch, hatte etwas Federndes im Gang, er wäre am liebsten auf und davon, verwegenen Abenteuer entgegen. Aber wer öffnete ihm den Weg in die Freiheit in Gottes lustige Welt? Die alte Uhr ließ ihn nicht los. Bis ans Ende war er unlösbar mit ihr verbunden, ein unauflöslicher Galeerensträfling.

Vor Jora und Beweisung sprang er wie ein Verächter von einer Ecke in die andere, stieß wütend an die Wände seines Kerkers und machte wahrhaftig der guten alten Uhr das Leben nicht leicht.

Bis eines Tages der Uhrmacher erschien, die Brille auf die Nase setzte, dem Eraltierten eine Weile zulach und ihn dann kopfschüttelnd aushakte — befreite. — Hal —

Der Verpendikel redete sich und streckte sich. Es war ihm ganz wunderbar zumute. Als ob neues Blut ihn durchrieselte. Kaum zwanzig Jahre fühlte er sich alt. Verliebt betrachtete er von einer Ecke aus die feinen Uhren und Uhrchen, die in

der Werkstatt des Uhrmachers tickten und takteten und sich totet in ihren weißen Ziffernblättern wieeten.

Insbesondere eine zierliche Kokotouhr hatte es ihm angetan. Und als dann der Meister die Werkstatt verließ, brachte der verliebte Verpendikel sofort seine Duldiung vor. Wie ein spanischer Hölbling. Aber die Kokotouhr schüttelte sich vor Lachen und nannte ihn einen Spinnebüren rolligen Ritter von der traurigen Gestalt, der sich lieber zum Affen machen sollte, als Sand auf holde Köselein zu machen. Getränkt zog sich der Refüzierte zurück und näherte sich einer drall geschminkten Kudusuhr. Doch da sprang der eiserne Kudus wutentbrannt herfür, daß dem armen Verpendikel die Tür derart auf die Nase flog, daß er Sonne Mond und Sterne singen hörte. Und ähnliche Abfuhren erlebte er von allen Seiten.

Da knickte er langsam ein, setzte rot vor Ärger immer mehr Kopf an und zog sich gekränkt zurück. In seinem einsamen Schmollwinkel hatte er dann Zeit, über das Danergericht der Freiheit nachzudenken. Kam er langsam zur Besinnung. Und heilfroh war er, als ihn der alte Uhrmacher wieder mit der alten Uhr verband, die mit frisch geöltem Räderwerk munter ihr emsiges Tagewerk vollbrachte.

Natürlich gestand er dies niemals ein denn er war ein echter Verpendikel, aber die gutmütige Uhr wukte trotzdem, wieviel es geschlagen und mit wie starken Falern er an ihr hing.

Das Bedal.

Wenn etner immer mit Füßen bearbeitet wird, bekommt er schließlich das Dasein satt, verliert er seine gute Laune. Noch dazu, wenn ihm nie ein Wort der Anerkennung wird.

Also ertrug es dem Bedal.

Freilich, die Klaviatur wukte sich herauszukreischen. Der nahte man mit respektvollen Händen und pustete sie blank, aber für das Bedal waren die schmutzigen Stiefel auf aenua. Das blieb Aschenrödel im Untergrunde. Und hatte genau den gleichen Anteil an der musikalischen Wirtschaft, aber es war eben immer unterdrückt.

Da begann es sich aufzubauen. Wenn man ihm nur nahte, sprang es in die Höhe und donnerte los. Es wollte wahrhaftig das unterste zu oberst kehren. Aber die Welt ging nun mal ihren Gang. Im ewigen Trost. Niemand fand sich, der ein Spiel mit den Füßen auf den Tasten und den Händen auf dem Bedal für fortschrittlich hielt.

So blieb dem armen Bedal nichts anderes übrig, als weiter seine saure Arbeit zu verrichten und seiner Nervosität zu frönen. Da seine Keizbarkeit aber mit jedem Tag zunahm und es beim geringsten Anlaß zu tumultuösen Szenen kam, beschwerten sich schließlich die Parteien in der Nachbarhaft und das Klavier erhielt die gerichtliche Kündigung.

Damit war freilich nicht viel erreicht, das Bedal fühlte sich nun einmal als unverstandenes Bedal und es nützte auch nichts, als das Klavier über Anraten eines Freundes andere Saiten aufzog, das harmonische Zusammenspiel war gestört, aus dem alleinigen Verschulden des Bedals, wie zum Schluß der Richter im Scheidungsverfahren bekannt gab.

Die Karosse.

Die Karosse war aus ganz vornehmen Hause. War es da zu verwundern, wenn sie ihren eigenen Kopf hatte und sich ausreißte gegen die Deichsel auflebte? Die noch dazu aus ganz einfachem Holz war. Wie kam sie, eine so hochfeine Staatstarosse, dazu immerzu nach dem Wunsche der Deichsel zu rollen? Hü! und Gott! wie sich diese plebejisch auszubrüden pflegte.

Weil der Wagner beide zusammen gegeben? Weil das Schicksal sie der Deichsel ausgeliefert hatte? O, dann wollte sich die Karosse erst recht störrisch zeigen, der Deichsel das Leben verketeln. Und sie sah auf diese mit einem nicht zu überbietenden Hochmut hernieder wie aus einer anderen Welt. Die arme Deichsel was sich die plagte, um die Karosse anständig durchs Leben zu führen. Mit jedem Tag wurde sie dünner vor Anstrengung. Und dann brach sie mitten ab.

„Gott sei Dank!“ rief die herzlose Karosse. „Jent bin ich frei! Endlich!“ Und aufatmend rollte sie den Hans hinab.

Anfangs ging die Reise ganz gut von statten. Solange sie die angegebene Richtung der Deichsel beibehielt. Aber dann legte das Leben einige Steine in den Weg. Holterdolerter stieß die Karosse an die kleinen Hindernisse, kam aus dem Gleise überstürzte sich und lag zerbrochen am Wege.

Es ging eben doch nicht so einfach ganz ohne Deichsel.

Schloß und Schlüssel.

Das Schloß kündigte dem Schlüssel die Freundschaft, der Schlüssel seine dem Schloß. „Ich bin wichtiger als du!“ behauptete jedes und ließ es auf den Beweis ankommen.

Da zog sich der Schlüssel zurück und ohne Lebenswut war das Schloß. Dann streckte das Schloß und wertlos war der Schlüssel.

Endlich war es der Tür zu dumm und sie polterte: „Wollt ihr nun endlich im Frieden miteinander auskommen oder nicht! Ich denke, ihr seid meinethalben da und nicht um eurer albernen Zänkereien willen oder?“

Da wußte sich der Schlüssel verlegen am Bart und das Schloß sah lautlos nach denn auf den vernünftigen Gedanken wäre keines gekommen, daß eigentlich die Tür ebenso gut um der beiden willen hätte da sein können.



Ist die Atomenergie entdeckt?

Eine telegraphische Meldung des „New York Herald“ besagt, daß der Gelehrte Dr. Gerald Wendt vor einer Konferenz der Chemiker am Colledge Lafayette zu Canton in Pennsylvania die Entdeckung des Geheimnisses der in der Materie lebenden Energie mitgeteilt und dabei nicht nur auf eine Anzahl von Versuchen sich gestützt habe. Er hatte Tunstücken in einer Röhre durch elektrische Ströme in Atome zerlegt und dadurch Helium gewonnen, wobei eine gewisse Menge von Energie festgestellt wurde.

So weit die amerikanische Mitteilung, die unklar ist und verschiedenes durcheinander wirft. Daß man durch Zertrümmerung von Atomen Energie gewinnen kann, ist nicht nur bekannt, sondern Professor Einstein, der Entdecker der Relativitätstheorie, hat sogar bereits die Größe der in einem Gramm von Atomen innewohnenden Energien berechnet und zahlenmäßig festgestellt. Er wies nach, daß die Energie gleich der Masse ist multipliziert mit dem Quadrat der Lichtgeschwindigkeit. Einstein hat den Nachweis geliefert, daß zwischen Masse und Energie ein Unterschied überhaupt nicht besteht, und daß die Masse mit Vermehrung der Energie, z. B. durch Bestrahlung wächst. Wir wissen also, daß in einem Atom Energien enthalten sind, die für uns fast unvorstellbar sind. Man kann vielleicht sich davon eine kleine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß ein Gramm eine Spannungsenergie enthält, die bei der Zertrümmerung der Atome dieses Grades eine Kraftmenge zur Verfügung stellen würde wie wir sie durch Verbrennung von 3000 Tonnen Kohlen erhalten, wenn bei dieser Verbrennung keine Kraft verloren geht. Tatsächlich aber sind unsere Verbrennungsmaschinen so minderwertig, daß wir nur einen geringen Bruchteil der verbrannten Materie als Kraft gewinnen. Es könnte sich also bei den Versuchen des Dr. Gerald Wendt nur darum handeln, da ja die Anzahl der Energien in einem Atom bereits entdeckt ist, daß es Gerald Wendt gelungen ist die Atomenergie fruchtbar zu machen, das heißt, sie soweit einzufassen, daß sie Leistungen hervorbringt. Dazu wäre vor allen Dingen nötig, daß er Atome des Tunstücker zertrümmert hätte. Wir wissen aus den jüngsten Vorgängen der Umwandlung von Quecksilber in Gold, daß es dem Professor Miethe offenbar gelungen ist, die Atome des Quecksilbers zu zerlegen. Wir wissen auch fernerhin, daß vor ihm Professor Rutherford bereits Wasserstoff-Atome gespalten hat. Beiden Gelehrten ist es aber nicht gelungen, die Energie, die bei dieser Spaltung der Atome frei wurde zu gewinnen. Dr. Wendt dagegen erklärte, daß es ihm gelungen sei, Energiemengen zu gewinnen. Er sagt aber nicht wie er sie gewonnen hat, das heißt, wie er sie und ihre Größe durch Arbeitsleistung nachgewiesen hat. Wenn die amerikanische Presse von einer außerordentlichen Entdeckung schreibt, so wäre die Bezeichnung richtig, wenn tatsächlich die Atomenergie zu irgend welchen Zwecken bereits verwendet werden könnte. Dann wäre es eine Entdeckung von so unvorstellbarer Tragweite, daß sie alle unsere lokalen Anschauungen und Verhältnisse umwälzen würde. Sämtliche Kraftquellen und von diesen abgeleitete Energien wie Kohle, Dampf und Elektrizität würden dadurch überflüssig werden. Man muß also abwarten, ob es dem Dr. Wendt tatsächlich gelungen ist, nicht nur die Atomenergie zu entdecken, denn das war nicht mehr nötig, sondern ob es ihm gelungen ist, die Atomenergie zu verwerten.

Drahtlose Leuchttürme.

Der Leuchtturm in der bisherigen Form wird wohl bald aufgehört haben zu existieren, denn die Zukunft gehört dem drahtlosen Leuchtturm über dessen Anlage Dr. Albert Neuburger in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ Näheres mitteilt. Die bisherigen Leuchttürme haben ja die Mängel, daß sie bei schlechtem Wetter nur auf sehr kurze Strecken oder gar nicht sichtbar sind. Man benutzt daher neben den Lichtsignalen akustische, aber auch der Fortpflanzung des Schalls sind in der Luft wie im Wasser Grenzen gesetzt. Die elektrischen Wellen dagegen lassen sich bis in unbegrenzte Weiten hinausenden, und vom Schiff kann man genau die Richtung feststellen, aus der sie kommen. Verwendet man kurze Wellen, so kann man sie mit Hilfe von Reflektoren zu einem Strahl zusammenfassen, und wie die Lichtstrahlen des Leuchtturms, nach ganz bestimmten Richtungen lenken. Die hierzu notwendige elektrische Energie ist außerordentlich gering und beträgt nur einen Bruchteil der Energiemenge, die man für Wellen von großer Länge braucht. Der erste drahtlose Leuchtturm ist auf der Insel Incheith im Firth of Forth errichtet worden. Er besteht aus einem Mast aus Eisenblechwerk von dessen Spitze sowohl wie von dessen Fuß je vier vertikale Arme ausgeben. Zwischen diesen Armen sind horizontale Drähte angeordnet, die parabolisch angeordnet sind und die Reflektoren für die elektrischen Wellen darstellen. Wie bei den

bisherigen Leuchttürmen die Lichtstrahlen in Parabolspiegeln gesammelt und parallel gemacht wurden, so daß sie als starker Lichtbündel in die Nacht hinausströmten, so geschieht es auch mit dem Reflektor für die kurzen elektrischen Wellen. An seiner Brennpunktlinie ist der Sendedraht angeordnet, von dem aus die Wellen auf den parabolischen Drahtreflektor treffen, der sie zu einem einzigen Wellenstrahl zusammenfaßt und in Form eines Wellenbündels in die Weite sendet. Die Zeichen, die von dem drahtlosen Leuchtturm gegeben werden, lehren sich ebenfalls genau an die der früheren bisherigen Leuchttürme an. Bisher verwendete man ununterbrochene „Kettfeuer“ und in regelmäßigen Zwischenräumen ausleuchtende „blinnde Blisfeuer“. Die Zahl und Dauer der Blisse lassen erkennen, wo man sich befindet. Beim drahtlosen Leuchtturm lassen sich „Wellenblisse“ erzeugen, die die gleiche Anwendung gestatten. Der Mast ist nämlich drehbar angeordnet, so daß der Wellenstrahl im Kreise herumwandert und in stets gleichen Zeiträumen wieder nach derselben Richtung fällt. Die Empfangsrichtungen auf den Schiffen sind sehr einfach und sie bestehen in der Hauptsache aus Empfangsdräht, Empfänger und einigen Hilfseinrichtungen, um die Richtung genau festzustellen, aus der der Wellenstrahl kommt.

Eine neue Methode für die Eisenproduktion?

(Direkte Gewinnung von Schmiedeeisen aus dem Erz?)

In der letzten Sitzung des Fernkontoret (Zusammenkunft der schwedischen Eisenwerke) in Stockholm berichtete der Direktor der Eisenwerke der Uddeholm-Actien-Gesellschaft in Hagfors, Kammerherr Herlenius über die bei diesem seit langer Zeit in großem Maße betriebenen Versuche handelsfertiges Schmiedeeisen direkt aus dem Erz herzustellen. Es handelt sich hierbei um eine von dem schwedischen Ingenieur Skodin in Roslags-Näsby erfundene Methode elektrischer Schmelzung, bei der ein schmelzbares Eisen erzeugt wird, das dem gewöhnlichen Martins- und Bessemer-Eisen nicht nur vollkommen ebenbürtig, sondern sogar in Qualität überlegen, dabei aber in der Herstellung erheblich billiger ist. Es handelt sich nur um einen einzigen Herstellungsprozess, bei dem der Verlust durch die Schmelze sehr minimal ist, während bisher zwei Prozesse erforderlich waren, die einen erheblich größeren Verlust an Schlacken zur Folge hatten.

Die Miniatur-Eisenbahn.

Auf der Deutschen Verkehrs-Ausstellung München 1925 wird eine Miniaturbahn dem Verkehr auf dem Ausstellungsgelände dienen. Gegenüber allen früheren in Deutschland gemachten Versuchen dieser Art werden hier zum ersten Male die technischen Leistungen der englischen Garteneisenbahnen zur Anwendung kommen. Die Maschinen werden die stärksten Lokomotiven sein, die jemals auf der Garteneisenbahnausstellung von 38,1 Zentimeter gebaut wurden. Die vierachsigen Wagen sollen eine gediegene Aufmachung zeigen. Schwierigkeiten bot die Linienführung der Bahn. Die Schienen müssen so gelegt werden, daß sie fast völlig vom Ausstellungsverkehr abgetrennt, verlaufen, was sich in Hinblick auf die langen Züge und die Streckenlänge von 20 Kilometer beträchtliche Geschwindigkeit erforderlich. An einer Stelle wird auch ein 50 Meter langer Tunnel unterhalb des Hauptverkehrsweges angelegt. Die Sicherung der Strecke soll durch selbsttätige Blockeinrichtung erfolgen.

Giftwirkung des Bleimetalls.

Werden längere Zeit hindurch auch nur geringe Mengen von Blei zum menschlichen Organismus aufgenommen, so kommt es zur chronischen Bleivergiftung, unter welcher Anämie, verschiedene Verwundungen oft zu leiden haben, so die Arbeiter in Schmelzhütten, Maler, welche mit Bleiweiß umgehen, Schriftsetzer und vor allem Schriftgießer. Dabei ist es gleichgültig, ob das Blei als Staub durch die Lungen aufgenommen wird und dadurch in die Blutbahn gerät, oder ob es von beschmutzten Händen in den Mund gelangt und dann vom Darm aus den Weg ins Blut findet. Das Blei wird an verschiedenen Stellen im Körper abgelagert, in der Leber, im Gehirn, vor allem aber in den Nieren. Die Abscheidung des Bleies geht nur sehr langsam im Harn im Speichel und in den Darmlinien vor sich. Die Ausscheidung im Speichel weist meist zuerst darauf hin, daß die akute Gefahr einer Bleivergiftung besteht; denn durch das abgegebene Blei wird eine graue Verfärbung des Zahnschmelzes hervorgerufen. Macht sich dieser „Bleispeichel“ bemerkbar, so muß jedes weitere Arbeiten mit dem Metall unterlassen werden, weil sonst die schwere Vergiftung bald eintritt.